

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Lotterielos.

Von Michel Thivars.

Klein, mager, häßlich und voll Runzeln wie ein vertrockneter Borsdorfer Apfel war Vater Vandry, der Typus des alten geizigen französischen Bauern. Seit dem Tode seiner Frau hatte er die Landwirtschaft an den Nagel gehängt und lebte als Rentier allein in einem kleinen Hause am äußersten Ende des Dorfes.

Wenn ich sage „allein“, so ist das nicht ganz wörtlich zu nehmen: er hatte nämlich seine alte Magd bei sich, die Brigitte; aber die zählte ja so wenig mit! Sie war etwas beschränkt, treu und ergeben wie ein Hund und voll aufrichtiger Bewunderung für ihren Herrn, der sich kein Gewissen daraus machte, dieses willige Geschöpf auszubenten.

Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß Brigitte im Dienste des Geizhalses keine Schätze gesammelt hatte.

Eines Tages, als Vater Vandry, um die Kosten für den Handwerker zu sparen, höchstselbshändig die an den Dorfteich stoßende Mauer seines Grundstückes ausbesserte, fiel er ins Wasser. Ein paar Augenblicke paddelte er herum und schrie kläglich um Hilfe; aber niemand hörte sein Geschrei. Schließlich, am Ende seiner Kräfte angelangt, wollte er gerade zum unwiderrücklich lehten Male unter dem Wasserspiegel verschwinden, als Brigitte ihn bemerkte. Ohne einen Augenblick zu zögern, stürzte sich das brave Mädchen in den Teich, und es gelang ihm, den Herrn und sich selbst aufs trockene zu bringen. Der Alte war ohnmächtig geworden. Als er die Augen öffnete, weinte die gute Brigitte:

„Ach Herr! . . . Ich bin ja so glücklich, daß der Herr nicht ertrunken sind!“

Auch der Alte war glücklich. Er empfand wohl ein leises Bedauern, daß er seine Kelle verloren hatte, die gleichzeitig mit ihm ins Wasser gefallen war, aber er besah doch soviel Zartgefühl, nicht davon zu sprechen. Im Gegenteil. In der ersten Aufwallung gerührter Dankbarkeit erklärte er der Magd:

„Du hast mich aus dem Wasser gezogen? Das werde ich Dir nie vergessen, Brigitte, meine Tochter, ich werde Dir etwas schenken.“

„O Herr . . . das ist ja gar nicht nötig! . . . Wozu denn?“

„Ich werde Dir etwas schenken, jawohl!“

Tatsächlich rief er noch am nämlichen Abend, nachdem er die Sache reiflich erwogen hatte, Brigitte in die Stube, zog seinen großen Lederbeutel aus der Tasche und entnahm ihm mit der Miene eines Menschen, dem ein Zahn gezogen werden soll — ein Zwanzigsousstück.

„Hier, Brigitte! Hier hast Du das versprochene Geschenk! Zwanzig Sous . . . Das ist gerade soviel, wie ein Lotterielos kostet. Kauf Dir eins, und Du wirst 100 000 Frank gewinnen.“

Es geschah zum erstenmal in seinem Leben, daß Vater Vandry sich zu einer solchen Freigebigkeit verleiten ließ. Die Erinnerung daran verfolgte ihn lange. Er interessierte sich für das Schicksal seines Zwanzigsousstücks über alle Maßen und fragte Tag für Tag die Magd, ob sie das Los schon gekauft hätte.

„Noch nicht, Herr!“ antwortete sie jedesmal.

Um diesen ewigen Fragen ein Ende zu machen, entschloß sie sich eines Tages, dem Drängen des Alten zu willfahren.

„Ja, Herr, ich habe mir eines gekauft,“ antwortete sie.

„Wirklich? Welche Nummer?“

„Nummer 34 . . .“

„Das ist gut! Das freut mich . . .“ erwiderte der Alte, der sich diese Zahl genau einprägte. „Du wirst es doch nicht verlieren?“

„Ich werde es schon nicht verlieren! Der Herr können ganz unbesorgt sein!“

Die durch das Intermezzo im Dorfteich für einige Zeit gestörten Lebensgewohnheiten Vandrys und seiner Magd traten wieder in ihre Rechte: wenig Essen, wenig Schlaf, viel Arbeit! . . . Vandry selbst hatte sich über seine Verschwendung beinahe getröstet, als er eines Morgens beim Dorfbarbier, den er von Zeit zu Zeit aufzusuchen pflegte, um gratis die Zeitung zu lesen, eine furchtbare Ueberraschung erlebte.

Die Zeitung veröffentlichte das Resultat der Lotteriezählung. Am Kopfe der Gewinnliste standen seitgedruckt folgende Worte, die wie Feuerfarben vor den geblendeten Augen des Alten zu langen schienen:

„Der Hauptgewinn im Betrage von 100 000 Frank fiel auf die Nummer 34.“

Vater Vandry stieß einen solchen Schrei des Entsetzens aus, daß der Barbier, der gerade den Schulmeister rasierte, vor Schreck seinem Kunden ein Stück Ohr abschchnitt.

„Was haben Sie denn, Vater Vandry?“

„Nichts, gar nichts,“ erwiderte der Alte, der seine Kaltblütigkeit bereits wiedergefunden hatte.

Und seine Brille zurecht rückend, las er langsam noch einmal, indem er Silbe für Silbe buchstabierte.

Diesesmal war er sicher, daß er richtig gelesen hatte. Die Nummer 34, das von Brigitte gekaufte Los! . . . Er legte die Zeitung fort und entfernte sich sassungstos in der Richtung nach seinem Hause.

Brigitte hatte das frugale Frühstück für ihren Herrn bereitet; Misse und Käse. Der Alte setzte sich an den Tisch, aber er konnte nichts essen. Die Gemütsbewegung schnürte ihm die Kehle zusammen.

Einige Tage beobachtete er Brigitte verstohlen. Wußte sie schon, daß sie 100 000 Frank gewonnen hatte? Nein, sie wußte es nicht. Ohne zu ahnen, wie scharf sie beobachtet wurde, erlebte die Magd ihre täglichen Obliegenheiten mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Heiterkeit.

Also, sie wußte nichts! Sollte er ihr die Glücksbotschaft mitteilen? Nein, das ging über seine Kräfte! Der Gedanke war ihm unerträglich, daß ein anderer diesen märchenhaften, unverhofften Gewinn einstreichen sollte, diese 100 000 Frank, die mit seinem Zwanzigsousstück, mit seinem schönen Geld gewonnen waren!

Und die Zeit verstrich. Und dazu stand in der Gewinnliste — er hatte sich ein Exemplar gekauft — ausdrücklich, daß die innerhalb dreier Monate nach Schluß der Ziehung nicht abgehobenen Gewinne der Lotteriedirektion zufielen!

Vater Vandry ah nicht mehr, schlief nicht mehr. Er magerle zusehends ab.

Eines Morgens, nach einer, wie immer in den letzten Tagen schlaflosen verbrachten Nacht, erhob sich Vater Vandry mit einem verschlagenen Lächeln auf den dünnen blutleeren Lippen. Zunächst erteilte er Brigitte den Befehl, ein Huhn, das fetteste Huhn, zu schlachten und ein gutes Stück Speck in die Pfanne zu tun. Dann ging er selbst in den Keller und holte eine Flasche guten, alten Weir, Schließlich gab er der Magd Geld, um Kaffee, Zucker und Brantwein zu kaufen.

Brigitte fragte sich im stillen, ob ihr Herr verrückt geworden sei. Aber wie sperrte sie erst Mund und Augen auf, als der Alte ihr befohl, zwei Gedecke aufzulegen und ihm gegenüber am Tisch Platz zu nehmen. Brigitte hatte einmal gehört, man dürfe Gastesranken nicht widersprechen. Sie gehorchte also ohne Widerrede und setzte sich sehr verlegen auf den äußersten Rand ihres Stuhles.

„Ich doch, trink doch, Brigitte, meine Tochter!“ nötigte Vandry, indem er ungeheure Stücke Fleisch auf ihren Teller häufte und ihr Glas wieder und wieder füllte.

Aber Brigitte sollte noch viel mehr staunen. Als der Kaffee serviert war, erklärte ihr der Alte ohne weitere Einleitung:

„Die Sache ist nämlich die, Brigitte, meine Tochter . . . hör genau zu! . . . Ich will mich verheiraten!“

„Warum nicht, Herr?“ pflichtete sie bei. „Der Herr ist noch immer sehr rüstig.“

„Na, wenn das Deine Ansicht ist, dann können wir uns ja heiraten . . . wir beide . . .“ Als Brigitte dies hörte, blieb ihr der Hapen im Munde stecken.

Nach dem Brathuhn, dem Wein und dem Kaffee war sie auf alle möglichen Exzentritäten gefaßt — aber auf diese nicht!

Vandry wußte aber so gewichtige Gründe ins Feld zu führen, daß er das brave, von diesem Glücksfall geblendete Mädchen schließlich von dem Ernst seiner Absichten überzeugte.

Das Aufgebot wurde befristet, die Hochzeit fand statt.

Zu Hause angelangt, fragte er, sich vergnügt die Hände reibend:

„Brigitte, meine Tochter, wo hast Du sie hingelegt, Deine Nummer?“

„Welche Nummer?“

„Deine Lotterienummer.“

„Meine Lotterienummer?“

„Na Du weißt doch . . . die zwanzig Sous, die ich Dir geschenkt habe . . . damals . . .?“

„Aß die zwanzig Sous!“ sagte sie. „Der Herr müssen nämlich wissen . . . man gewinnt nicht oft in solchen Lotterien . . . und dazu war es in dem letzten Winter so bitter kalt . . .“

„Nun und . . .?“ fragte Vandry erlebend.

„Nun und . . . sehr einfach!“ vollendete sie. „Ich habe gar kein Los genommen. Für die zwanzig Sous habe ich mir zwei Paar schöne wollene Strümpfe gekauft . . .“

Upton Sinclair.

Von Werner Hirsch.

Die Literaturkritik hat sich hundertmal den Kopf darüber zerbrochen, ob ein Kunstwerk Tendenz haben darf oder nicht. Diese Fragestellung ist müßig. Der Künstler gestaltet die Welt, die Menschen, die Probleme aus dem Gesichtswinkel, den seine eigene Zeit ihm aufzwingt. Er hat stets die Ideologie, die Vorurteile, die Nebengedanken einer Klasse. Weil er nach dem Absoluten jenseits der schwankenden Erscheinungen des Lebens strebt, kann er vielleicht den Horizont und den Geschmack der Klasse überwinden, der er selbst entstammt, kann zum geistigen Verkünder einer sterbenden, einer erst werdenden Generation erwachsen, ohne ihr selbst anzugehören, — immer aber dichtet er aus der feischen Atmosphäre seiner Zeit, nimmt, wenn auch vielleicht unfreiwillig, für oder gegen deren geistigen Gehalt Stellung und ist also in irgendeiner Form abhängig von ihrer Ideologie. Die ganz großen Dichter aller Völker und Epochen sind gerade darum unsterblich und — als Künstler — zeitlos, weil in ihrem Werk die Seele ihrer Zeit den dichtesten, tiefsten und wahrsten Ausdruck findet. Das ist Homer für das klassische Griechenland, Shakespeare für das England der Renaissance, Dostojewski für das Rußland des vorigen Jahrhunderts: wahre Verkünder einer Zeit, eines Volkes, einer Gesellschaft.

Bis auf den heutigen Tag hat die Arbeiterklasse noch keine Kunst in diesem überragenden, vollkommenen Sinne erzeugt. Vielleicht vermag erst die zur Herrschaft gelangte Klasse eine eigene Kultur zu schaffen. Dichtungen von Wert, in denen der Proletarier Stoff, Figur, Inhalt war, gibt es viele, alle jedoch — ob sie vom jungen Gerhart Hauptmann, von Leonhard Frank oder von Heinrich Mann geschrieben wurden, sind aus der Gefühlswelt des bürgerlichen Mittelstands mit der sozialen Not heraus geformt. Die feische Welt des Proletariats findet in den Büchern des amerikanischen Dichters Upton Sinclair zum erstenmal eine hellhörige und auch plastische Gestaltung.

Sinclair ist Sozialist. Seiner Herkunft nach wohl bürgerlicher Intellektueller, hat er sich doch vollkommen seiner Klasse entkegelt, ist so tief und vollkommen „Arbeiter“, daß er als erster den Arbeiter als dichterisches Problem bewältigt. In seinen Büchern wird immer wieder der Weg des Arbeiters zum Sozialismus gezeigt. Doch hat dies nichts von banaler Tendenz an sich, niemals wird die feische Wahrheit in den Schicksalen seiner Menschen zugunsten seiner politischen Meinung verfälscht oder künstlich umgeprägt. Wie der Sozialismus keine Erfindung kluger Leute, keine Doktrin, sondern die natürliche historische Aufgabe des Proletariats, nur ins Bewußte erhoben, darstellt, — so zeigt Sinclair seinen Einfluß auf die Menschen. Diese Proletarier werden nicht etwa durch die Unbilben des Lebens langsam von der „Richtigkeit“ des Sozialismus „überzeugt“ — das wäre plump —, sondern irgendwann, in allen Unbilben, allen Schicksalschlägen, ereignet sich auch für sie, ganz zwanglos und selbstverständlich, die Bekehrung ihrer Erwartung. Wie ein Flügelschlag geht über sie hinweg, nimmt die Binde von ihren Augen, nichts besonderes Neues geschieht mit ihnen, sie sehen nur plötzlich ihr Klassenschicksal und sind dann Klassenkämpfer, indem sie alles das forschen, was sie ihr Leben lang gefühlt und erlitten haben. Eine der ecktesten Stellen in seinem Lebensbild des Polizeispitzels Peter ist der Augenblick, wo das verkommene Produkt eines Systems von Schwindel und Ausbeutung irgendeinmal ganz ehrlich die Wut des Proleten gegenüber dem Geldsack empfindet und — für ein paar Sekunden — alle die sozialistischen Worte aufrichtig und aus vollem Herzen spricht, die er sonst nur auswendig gelernt hat, um sich an die Parteigenossen heranzumachen zu können. Dieses Buch, den Roman eines Polizeispitzels, nennt Sinclair „Hundert Prozent“. Es ist ein Buch vom hundertprozentigen Amerikanismus, vom Vollblutamerikanismus — das ist der Faschismus, das Mißdeutschtum der Vereinigten Staaten. Ich glaube schwerlich, daß je ein schärferes Buch gegen den Kapitalismus geschrieben wurde als dieser Roman. Der deutsche Sozialist empfindet gelinden Schauer, wenn er die nüchterne und sachliche Darstellung einer Gesellschaft und ihrer politischen Verhältnisse liest, in

der der Kapitalismus schon zur letzten Blüte, zur äußersten Konzentration gelangt ist. Spießtum, Jugenbesetzung, Menschenföderung in den Gefängnissen, korrupte Justiz, Wahlschwindel, käufliche Polizei, es ist ein fürchtbares und unbarmherziges Bild. Dennoch — selbst wenn man nicht wüßte, daß Sinclair ohne Uebertreibungen und Entstellungen auf einwandfreiem Material über amerikanische Zustände fußt — würde man doch diesen Hauch von Leidenschaftsloer, unerbittlicher Gerechtigkeit die ja die Krönung der allerglühendsten menschlichen Leidenschaft ist, aus seinen Büchern selbst und aus der Menschlichkeit des Dichters verspüren. Ihm ist der Kapitalist nicht verhaßt, sondern das System, das Haß und Feindschaft zwischen den Menschen erzeugt.

So schreibt er das Buch vom wiedererstandenen Messias: „Man nennt mich Zimmermann.“ Christus, in die moderne bürgerliche Gesellschaft gestellt, erlebt seinen Leidensweg zum zweitenmal. Jede Station der biblischen Passion wiederholt sich und der Mob im Dienste der Geldmagnaten verrichtet die gleiche Arbeit, wie die römischen Soldner vor zweitausend Jahren.

Die Religion und Kirche spielt im puritanischen Amerika eine viel tiefere Rolle als etwa im heutigen Deutschland. Sinclair gestaltet das Schicksal des gläubigen Träumers, der den Sozialismus findet, nachdem er als „Samuel, der Suchende“ auszog.

Sinclair schreibt das Buch der amerikanischen Großstadt, der Industrienzentrale, wo der Mensch, der Werkstätte, hoffnungslos zerrieben wird. „Der Sumpf“ ist Chicago, die Stadt der Schlachthöfe, der Fleischverarbeitung, der Wurstfabrikation. Fast an die gigantischen Dimensionen erinnert dieses Buch, in denen Jota Dinge der Materie, eine Stadt, ein Bergwerk, Markthallen oder die Eisenbahn, schildert. Nur ist hier noch etwas Schöneres, eine liebevollere Kenntnis der Menschen, ihrer Seelen, ihrer Hoffnungen und Enttäuschungen.

Der sozialistische Schriftsteller hat auch die Knechtschaft des Dichters in der bürgerlichen Gesellschaft dargestellt. Er schreibt ein Buch der Ehe, das, wenngleich in manchen dünneren Partien den anderen Büchern unterlegen, doch als Gesamtes bildhaft und erschütternd ist: „Der Liebe Pilgerfahrt.“ Die Knechtschaft, zu der Ehe, wie Kunst für den Besitzlosen zwangsläufig werden muß, findet hier Ausdruck. Zugleich enthält dieses Buch eine wundervolle und erschütternde Darstellung: die Geburt des Kindes.

Vielleicht das schönste Buch Sinclairs ist „Jimmie Higgins“. Jimmie Higgins ist eine Art Gattungsnamen. Wie wir von einem Schlemmler als einer besonderen Gattung Mensch sprechen, so haben die Jektänder ihren Jimmie Higgins. Das ist ein lammfrommer, notgutmütiger Bursche, auf den man überall — in der Partei, in der Fabrik, in der Familie — alles abladen kann, was unangenehm ist und keiner gern tut: er nimmt es wie selbstverständlich auf sich. Wie solch ein Jimmie Higgins zu einem kleinen, schlachten Helden in der Bewegung wird, davon handelt Sinclairs wundervolles Buch. Jimmie Higgins ist fast ein mythischer Name. Und Mythos ist es auch, was in Sinclairs Büchern spricht: der vorher ungeschriebene Mythos vom Arbeiter.

Sinclairs Romane gehören in die Stube des Arbeiters. Sie sind gewiß für jeden Leser jeder Herkunft eine Bereicherung und Genuß; der Arbeiter aber findet sich darin wieder. Seine Sehnsucht, seinen Schmerz seinen Glauben und seine Heiterkeit. Dieser ganz einfache, sachliche und prachtvolle Mensch Sinclair hat noch ein weiteres für den Arbeiter getan. Er hat ihm ein philosophisches Buch geschenkt: „Das Buch des Lebens.“ Das ist kein neues Werk der Weisheit, sondern ein praktisches Buch, aus dem jeder Mensch etwas lernen kann. Da steht von der Unsterblichkeit der Seele drin, doch auch von Küchenrezepten, von der Ehe, wie von Immanuel Kant. Es ist der Wissensstoff darin verarbeitet, dessen ein Mensch für sein Leben bedarf. Aber es ist vor allem darin etwas, das kein Federfuchser hätte hineinmischen können: die leuchtende Güte eines sicheren und innerlich freien Menschen, der seinen Weg gefunden hat.

Inzucht.

Von Otto Deigner.

Ist Inzucht schädlich? Ja und nein lautet die unbestimmte Antwort. Verfolgt man ihre Wirkungen, so kann bald von Schädigung, bald wieder vom Gegenteil die Rede sein. Wird die Inzucht im Dienste des Menschen zwar oftmals mit Absicht herbeigeführt, ohne sich von der gefürchteten Seite zu zeigen, sprechen hingegen wieder die zahlreichen Schutzmaßnahmen in der Lebewelt gegen sie. Am deutlichsten zeigen die Pflanzen Selbstbefruchtung zu verhüten. Gerade Selbstbefruchtung, da ja die meisten Blüten einhäusig sind, das heißt, sie vereinigen in sich beiderlei Geschlechtsorgane. Trotz der scheinbaren Leichtigkeit einer Selbstbestäubung wird diese recht einfach ausgeschaltet. Die Staubbeutel öffnen sich wohl zur Zeit der Befruchtung. Aber in derselben Blüte bleiben die weiblichen Fortpflanzungsorgane noch unentwickelt, unfähig zur Aufnahme des männlichen Samens. Bei anderen Pflanzen wieder reifen Staubbeutel und Narbe zu gleicher Zeit. Und können sich dennoch nicht befruchten, weil . . . nun weit Staubbeutel und Narbe nicht zueinander können. Denn ein saures System hindert sie an der gegenseitigen Verührung. Oder in einem anderen Fall rogen die Staubbeutel weit über die Narbe und keinem Pollenkorn ist es vergönnt, zur schwefelreichen Narbe zu gelangen. Manchmal kommt es allerdings zu einer wirklichen Selbstbefruchtung. Ist sie vorübergehend, durch Zufall zustande gekommen, mag sie ohne Folgen bleiben. Doch wird sie ununterbrochen fortgesetzt, dann freilich

steht es böse um die Nachkommenschaft aus. Ihre Zahl nimmt ab, wird fortpflanzungsunfähig, endlich unfruchtbar und — erlischt.

Die Wirkung der Inzucht zu erproben, verwendete *Maupas* Fadenwürmer zu seinem Versuch. Dant ihrer raschen Fortpflanzungsfähigkeit waren sie geeignete Zuchtobjekte. Sie unterlagen der aufgezogenen Blutzüchtung, nach 52 Generationen war es um sie geschehen. Die Degeneration war so weit vorgeschritten, daß die Embryonen nicht einmal auszuschlüpfen vermochten. Auch in anderen Fällen erwies sich Schädigung der Nachkommen. *Weismann* und *Gnaita* züchteten Mäuse durch Generationen innerhalb enger Blutsverwandtschaft. Die Zahl der Nachkommen nahm rasch ab. Von 6 Jungen in der ersten Generation sank sie bis auf 2 Junge in der 35. Generation. Man ersieht aus diesen Beispielen die Gefahr der Inzucht für die Arterhaltung. Und doch pflanzen sich vielfach in Herden lebende Tiere nur durch Inzucht fort. Bei ihnen unterbleibt jegliche Degenerationsercheinung. Von Zeit zu Zeit — so erzählt *Bölsche* — tauchen Männchen, für gewöhnlich als Einsiedler fern von der Herde lebende Tiere auf, befruchten das eine oder andere Weibchen. Sie dienen als Blutaufrischer, bewahren die Herde vor dem Untergang.

Aber andererseits bleiben die gefürchteten Folgen der Inzucht vollkommen aus. Der Züchter, der innerhalb einer Tierfamilie für Nachkommen sorgt, erhält die schönsten vollkommensten Tiere durch seine Methode. Ja, selbst Inzucht beim Menschen bleibt unter Umständen ohne gefährliche Nachwirkung. Berichtete doch *August Boissin* von der Gemeinde *Bay* im Departement der untern *Loire*, daß dort 1864 nicht weniger als 64 blutsverwandte Ehen bestanden. Die Bewohner litten trotz ihrer Abgeschlossenheit unter keinerlei Degenerationsercheinungen, ihr Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig. Das gleiche lernte *Dr. Hilds* bei schottischen Gemeinden kennen, in denen Heiraten nur innerhalb des Stammes vorkamen. Stellt man diese Beobachtungen aber die überwiegenden widersprechenden Folgeerscheinungen entgegen, so ist man versucht, diese als Ausnahme von der Norm zu werten. Wenn eine schädigende Inzuchtwirkung vorwiegt, so läßt sie sich auf die minderwertige Beschaffenheit der Erbeigenschaften zurückführen. Auch der Züchter verwendet nicht unüberlegt zwei blutsverwandte Tiere, sondern sorgt nur für die Vermehrung der besten, tüchtigsten. Schädigung menschlicher Nachkommen durch Inzucht kann gleichfalls als spezifische Folge derselben gedeutet werden. Das gilt geradeso für Tier und Pflanze. Wenn Inzucht hauptsächlich ungünstig auf die Nachkommenschaft einwirkt, so ist daran die Vermischung fränklicher Erbeigenschaften schuld. Eine gute Erbeigenschaft kann dabei von einer schlechten ausgeglichen, überdeckt werden. Das ist die Ursache, weshalb Inzucht nach Möglichkeit vermieden wird. Und die Antwort auf die eingangs gestellte Frage lautet jetzt konkreter: Ja.

Berliner Wohnungen vor 200 Jahren.

Königliche Bauwut. — Bauzwang. — Erster Streik der Bauhandwerker. — Wohnungsüberfluß. — Häusertrach.

Von *Albin Michel*.

Schon unter *Friedrich I.*, dem ersten preussischen König, war in Berlin ziemlich viel gebaut worden, da er darauf bedacht war, Berlin ein schöneres Aussehen zu geben. Bedeutend umfangreicher wurde aber dann die Bau Tätigkeit unter dem nächsten König, unter *Friedrich Wilhelm I.* Die bauliche Entwicklung Berlins unter diesem König ist so interessant, daß sie etwas näher betrachtet zu werden verdient, auch schon deshalb, weil als Folge dieser Bauwut in Berlin ein „Häusertrach“ eintrat, bei dem viele Leute ihr Vermögen verloren. Vor allem war *Friedrich Wilhelm* auf den Ausbau der Friedrichstadt bedacht. Hier ärgerte ihn jeder „wüste Platz“. Bis zum Jahre 1721 war schon so viel gebaut worden, daß viele Häuser leerstanden und daß die Häuser oft auch zur Hälfte des Tagewertes keinen Käufer fanden. Trotzdem erließ der König im Jahre 1721 eine Verordnung, wonach Bauwütige alles zum Bau notwendige Material umsonst erhalten sollten. Selbst die Anfuhr der Baumaterialien geschah kostenlos. Wer bauen wollte, suchte sich irgendeine Stelle aus, und diese Stelle mußte ihm dann völlig unentgeltlich angewiesen werden. Bedingung war nur, den Bau innerhalb eines Jahres zu beenden. Dem König ging aber die Behagung immer noch nicht rasch genug; deshalb verordnete er, daß die Bauwütigen auch noch eine bestimmte Summe baren Geldes erhielten.

Da die Barunterstützungen nicht nach der Höhe und nach dem sonstigen Umfang des Hauses, sondern nur nach der Länge der Vorderfront gezahlt wurden, so bauten natürlich die meisten nur einstöckige Häuser. Am liebsten sah es der König, wenn alle Häuser gleichmäßig gebaut waren, denn die Baulichkeiten sollten dassehen wie ein Regiment Soldaten. Jeder einzelne Bauplan mußte dem Militärgouverneur von Berlin vorgelegt werden, der alles strich, was ein Haus von dem anderen hervorheben konnte. Die Gleichartigkeit erstreckte sich sogar auf den Anstrich. Nun wollte der König das Bauen auch noch auf Kosten der Maurer- und Zimmerergesellen verbilligen. Bis dahin hatten diese den Tag 10 Groschen erhalten, nun kam ein Befehl heraus, wonach der Lohn für die Bauhandwerker auf 8 Groschen herabgesetzt, dafür aber die Arbeitszeit um eine Stunde verlängert wurde. Das wollten sich aber die Maurer und Zimmerer nicht gefallen lassen. Sie rotteten sich zusammen und zogen nach dem Rathaus, um gegen diese neuen Arbeitsbedingungen Einspruch zu erheben. Der Stadtpräsident, damals ein königlicher Beamter, wies die Zimmerer und Maurer zur Ruhe und sagte *Nomine Regis*, das

heißt im Namen des Königs, daß die Widerspenstigen an Leib und Leben bestraft werden sollten. Ueber diese Eröffnung waren die Bauleute erst recht aufgebracht, sie stießen allerlei Drohungen aus und weigerten sich, die Arbeit wieder aufzunehmen. Schließlich belamen es die Herren auf dem Rathaus mit der Angst zu tun, sie beschloßen, „heimlich vom Rathaus zu gehen“, nämlich zu flüchten. Nun aber kam die Militärmacht angerückt, und verschiedene Bauhandwerker wurden von den Soldaten „hart verwundet“. Einige Tage später wurden die Ausständigen vor die hohe Obrigkeit zitiert. Die Gesellen, die sich auch dann noch weigerten, die Arbeit wieder aufzunehmen, wurden „frum geschlossen in denen gefängnissen gebracht“. Wie schließlich dieser Streik ausgegangen ist, wird nicht berichtet.

Friedrich Wilhelm ging aber in seiner Bauwut noch viel weiter. Würde die ärmere Bevölkerung durch Unterstützungen in Naturalien und durch bares Geld, durch Steuernachlässe und andere Vorteile zum Bauen angeregt, so wurden die wohlhabenden Volksschichten zum Bauen auf eigene Kosten gezwungen. Wollte sich jemand in die Gunst des Königs setzen, hatte jemand Ursache, einen Jornesausbruch des Monarchen zu fürchten, wollte ein Beamter oder Offizier leicht Karriere machen, Verwandte in irgendeiner guten Staatsstellung unterbringen, so war es nur nötig, dem König wissen zu lassen, daß er ein hübsches Gebäude errichten wolle. Weiter drängte der König immer auf Leute ein, von denen bekannt war, daß sie Vermögen besaßen — wenn solche Leute nicht bauen wollten, so hielt sie der König für halbe Umstürzler und Landesverderber. Minister, Geheimräte, Hofmarschälle, Kammergerichtsrate, Generale, Stabsoffiziere und Leutnants, wohlhabende Kaufleute und Handwerker, sie alle mußten Häuser errichten. Von diesen Personen verlangte der König auch, daß sie ansehnliche Häuser erbauten. Viele hohe Beamte suchten dem König auszuweichen, wo es nur immer ging, andere stellten sich bettelarm, damit sie nicht zum Bau eines Hauses gezwungen wurden. Ein junger unbekannter Jurist wurde Vizepräsident des Kammergerichts, weil „derselbe auch ein Haus zu bauen sich offeriert hat“. In einer Orde hieß es: „Da aber solcher Jude sich erbotten, ein Haus von 12 000 bis 15 000 Thaler zu bauen, so ist ihm das beehrte Privilegium erteilt worden.“ Dieses Privilegium bestand darin, daß der betreffende Jude mit den Offizieren Geldgeschäfte machen durfte.

Unter welchen Umständen damals gebaut wurde, mag die Geschichte eines Hauses lehren, das dort stand, wo sich heute das „Herrenhaus“ in der Leipziger Straße erhebt. Vielleicht um sich die Karriere zu verbessern, erbaute dort im Jahre 1735 ein armer Leutnant *Joachim* von der Gräben ein statliches Haus mit zwei Vorderflügeln und im Hinterlande auch noch ein „Brau- und Brandweynhaus“. Der König schenkte den Platz her, gab auch für mehr als 12 000 Taler Baumaterialien dazu, und der Leutnant steckte in den Bau noch annähernd 12 000 Taler hinein, die er selbst geborgt hatte. Der Leutnant nahm noch weitere Schulden auf, denn insgesamt kostete das Gebäude mehr als 32 000 Taler. Schließlich aber kam das Haus unter den Hammer und mußte für 6000 Taler verkauft werden. Einem Geheimten Rat war am „Rondel“, am heutigen *Belle-Alliance-Platz*, eine ganz sumptige Baustelle zugewiesen worden. Hier mußte durch Einrammen von Pfählen erst ein Baugrund geschaffen werden. Die Arbeiter die mit dem Einrammen der Pfähle beschäftigt waren, vertrieben sich die freie Zeit damit, daß sie auf dem Baugrundstück — Karpfen angelten. Das Faktum, daß auf seinem Baugrundstück noch Karpfen zu fangen waren, war freilich für den Herrn Geheimrat weniger erfreulich, denn das Einrammen der Pfähle kostete viel Geld. Auch an der entgegengesetzten Seite der *Friedrichstraße*, oben in der Nähe des *Bahnhofes Friedrichstraße*, war das Land noch sehr sumptig. Auch dort waren große Ausgaben nötig, um einen einigermaßen gesicherten Baugrund zu schaffen.

Wie *Friedrich Wilhelm* auf solche Leute einwirkte, die sich beim Bauen nicht unbedingt nach seinem Willen richten wollten, davon konnte auch der damalige Kammergerichtspräsident von *Broich* ein Lied singen. Dieser wollte zwar am „Quaré“, am heutigen *Pariser Platz*, ein Wohnhaus errichten; die Art, wie der König dieses Haus ausgebaut haben wollte, war dem Kammergerichtspräsidenten aber zu kostspielig, und so wollte dieser verschiedene Änderungen durchsetzen. Nun wandte der König ein Mittel an, das er oft gegen Leute gebrauchte, die sich seiner Bauwut nicht unbedingt fügen wollten: er schickte militärische Einquartierung. Der König befahl, daß dem Präsidenten „eine Wache von 24 Mann, 2 Unteroffiziers und ein Oberoffizier ins Haus“ gelegt werde. Die Leute kamen auch schon am folgenden Tage und brachten einen schriftlichen Befehl mit, wonach der Präsident „denen Unteroffiziers bey jeder Wachzeit 4 Eßen und denen Gemeinen 3 aufsetzen zu lassen habe“, „nebst einer Tonne Bier jedes Tages, auch Brandweyn und Tabac“. Jetzt mußte der Kammerpräsident einlenken und auf die eigenen Baupläne verzichten. Damit war er auch die unbequeme Einquartierung wieder los. Viele Hausbesitzer liehen Wohnungsmieter umsonst zuziehen, nur damit jemand im Hause wohne, denn die Herren Spitzbuben besuchten die leerstehenden Häuser immer häufiger und nahmen alles mit, was nicht ganz fest war, „Fenster und Thüren und auch ander Eisenwerk“.

Unter diesen Verhältnissen machte sich die Häuserpekulation bald breit. Wer nur eine bestimmte Zeit wartete, konnte darauf rechnen, daß ein paar billige gekaufte Häuser später einmal einen hohen Wert erhielten, denn schließlich konnte doch die Bauwut nicht so weitergehen. Alle die großen Summen, die der König in Materialien und in Geld auf allgemeine Kosten in die Berliner Häuser gesteckt hatte, mußten den Häuserpekulanten zugute kommen. So geschah es denn auch. Als dann die Bauwut nachließ, als wieder normale Zeiten kamen, hatten die Häuserpekulanten ein glänzendes Geschäft gemacht.

Wissen und Schauen

Der Kuß — eine moderne Erfindung. „So weit wir wissen, ist der Kuß, dieses Sinnbild der Liebe, eine moderne Erfindung.“ Diese überraschende Mitteilung macht der englische Prähistoriker W. L. George in einer längeren Abhandlung „Die Geschichte des Weibes“, die in der *Fortnightly Review* veröffentlicht wird. George will in dieser wissenschaftlichen Arbeit die „Entwicklung der Frau“ verfolgen „von der Ueberwindung des Affen bis zu Mme. Curie.“ In seiner Betrachtung über den Kuß sagt er: „Der Bester wird überrascht sein, zu hören, daß noch heute in einem großen Teil der Welt das Küssen nicht ausgeübt wird. Nach Pavelod Ellis gibt es keinen Kuß in Ostasien, mit Ausnahme von Japan. In China drohen sogar die Mütter ihren ungezogenen Kindern damit, daß sie ihnen als schwere Strafe den „Kuß des weißen Mannes“ verabreichen werden. Von den Frauen der Steinzeit kann man sagen, daß sie wahrscheinlich den Kuß nicht kannten, weil sie von einer Verfeinerung der Liebe nichts wußten.“

Kulturgegeschichte

Die ältesten Uhren. Das älteste künstliche Mittel, die Zeit einigermaßen zu bestimmen, war die Wasseruhr; sie gab die Tagesstunden und noch kleinere Zeitabschnitte an, während man sich im großen ganzen zunächst nach den Gestirnen und dem Gange des Schattens richtete. So befand sich am „Turm der Winde“ in Athen eine Wasseruhr, nach deren Angaben die Marktstunden festgesetzt wurden. Auch in China kennt man Wasseruhren schon aus den ältesten Zeiten, und in dem benachbarten Korea ist noch heute eine solche uralte Wasseruhr erhalten, über die Prof. C. Kahner in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Näheres mitteilt. Die Wasseruhren soll in Korea Hoan-tei ums Jahr 2800 v. Chr. erfunden haben. Nach den Chroniken hat dann Tsché-kun um 1100 v. Chr. den Tag in 100 Teile geteilt, und zwar im Hochsommer in 60 Teile für den Tag und 40 Teile für die Nacht, im Hochwinter umgekehrt. Später teilte man den ganzen Tag in 120, dann in 180 und schließlich wieder in 100 Teile. Im frühen Mittelalter wurde ein besonderes Amt zur Wartung der staatlichen Wasseruhr errichtet. Im Jahre 1442 war auch schon in jeder Provinzstadt von Korea ein Regenmesser aufgestellt, dessen Angaben täglich dem König gemeldet werden mußten, denn vom Regen hing die Ernte des Hauptnahrungsmittels, des Reis, ab. Im Museum zu Süul, der Hauptstadt Koreas, befindet sich nun eine künstlerisch schöne Wasseruhr, die nach der Inschrift aus dem Jahre 1636 stammt. Sie besteht aus drei flaschenförmigen, verschieden großen Gefäßen und zwei gleich großen Zylindern, die alle aus Bronze und reich verziert sind. Der innere Durchmesser der Flaschen beträgt zwischen 38 und 88 Zentimeter, die größte Höhe 70 Zentimeter; die Zylinder haben einen inneren Durchmesser von je 33 Zentimetern und eine Höhe von je 199 Zentimetern. Die größte Flasche stand am höchsten; von dort lief das Wasser in die nächst kleinere und dann in die noch tiefer stehende und hierauf während des Tages in den einen Zylinder und nachts in den anderen. Ein Beamter besorgte früh und abends die Umleitung. Ein Schwimmer in den Zylindern trug eine Nesselplatte, an deren herausragendem Ende man die Zeit ablesen konnte.

Naturwissenschaft

Blühende Steine. Zu den größten Wunderdingen im Pflanzenreiche gehören die seltsamen Gebilde des Geschlechtes *Mesembryanthemum*, von dem G. Schwantes in der „Gartenschönheit“ erzählt. Nicht nur ihre bizarre Gestalt, über die noch ein Abglanz des Lichtzaubers der Wüsten gehaucht zu sein scheint, fällt auf, sondern vor allem ihre Steinähnlichkeit, die sie durch eine erstaunliche Anpassung an die Umgebung gewonnen haben. Diese Mimikry-Pflanzen wurden vor hundert Jahren von dem englischen Reisenden William J. Burckell entdeckt. An einem ganz abgelegenen Ort, südlich vom mittleren Orange, bei Zand Wey hatte er am 14. September 1811 ein merkwürdiges Erlebnis. „Als ich einmal vom Boden etwas aufhob, das ich für einen seltsam geformten Kieselstein hielt“, berichtet er selbst, „entpuppte es sich als eine Pflanze, als eine weitere neue Art des großen Geschlechtes *Mesembryanthemum*, die in Färbung und Gestalt die größte Ähnlichkeit mit den Steinen hatte, zwischen denen sie wuchs. Die Absicht der Natur scheint hier dieselbe gewesen zu sein, wie wenn sie dem Chamäleon die Fähigkeit der Farbenanpassung an den Gegenstand der nächsten Umgebung verlieh, als Ausdruck für seine beschränkte Beweglichkeit. Durch seine Form und Farbe mag dieses safttrockene kleine *Mesembryanthemum* sich gewöhnlich dem Blick des Viehs und der wilden Tiere entziehen.“ In Deutsch-Südostafrika hat dann der Regierungsbotaniker Kurt Winter andere derartige „Blühende Steine“ entdeckt. Solch ein Pflänzchen besteht aus einer oder mehreren kugelförmigen Gebilden, deren jedes wieder zwei sehr sehr dicke Blätter hat, die bis auf einen Spalt miteinander verwachsen sind. In ihrer Heimat steckt die Pflanze so weit im Boden, daß nur die bald mehr bläulich-, bald mehr rötlich-gelb gefärbte Endfläche herausragt. Das Ganze sieht dann geäderten Kalksteinen so täuschend ähnlich, daß selbst Personen, die seit Jahrzehnten in der Nähe dieser Gebilde leben, an ihrer pflanzlichen Natur zweifeln, wenn ein Kundiger sie ihnen zeigt. Diese Pflanzen können sich nur zwischen Kieselsteinen vor den Tieren, die ihren saftreichen Blättern nachstellen, schützen; auf freiem Gelände fallen sie meistens dem Pavian zur Beute. In der Blütezeit wird die Pflanze leicht ent-

deckt, aber dann ist kein Mangel an Wasser und Futtergewächsen; deshalb sind die Tiere nicht so auf diese kleinen Wasserspeicher angewiesen. Doch auch sonst bietet die Pflanze noch viel Wunderbares. Die dem Licht ausgekehrte Endfläche des Körperchens hat ihre Färbung von dem in die Oberhaut eingelagerten Kalk; nur die Punkte und Linien, die dunkel erscheinen, sind davon frei, und nur durch sie kann das Licht in das von lichtdurchlässigen Wasserzellen erfüllte Innere der kleinen Kugel gelangen. Das Blattgrün findet sich nur an den Seitenwänden. Die ganze Einrichtung stellt einen äußerst sinnreichen Schutz gegen die das Blattgrün zerstörende afrikanische Sonne dar. Die Endfläche dient als Fenster, und hier wird das Licht durch Kalk gerade so abgebeugt, wie es bei unseren Treibhäusern geschieht. Die Natur hat also dieses Problem um einige Jahrmillionen früher auf dieselbe Weise gelöst wie der Mensch.

„Gedächtnis“ der Ameisen. Man rühmt den Ameisen, die zweifellos zu den psychisch am höchsten stehenden Wirbellosen gehören, ein großes Wiedererkennungsvermögen nach langer Trennung nach. Neue von Professor C. Meyer-Simpson mitgeteilte Experimente weisen tatsächlich überraschende Zahlen auf. Er arbeitete mit zahlreichen künstlichen Nestern, die zum Teil mit Angehörigen derselben Ameisenkolonie bevölkert wurden. Nach langer Trennung erkannten sich die Tiere wieder — d. h. sie behandelten sich nicht als Feinde. In einem Fall wurde nach einer Trennungszeit von 25 Tagen eine größere Anzahl Tiere in ein Nest übergeführt; Anfangs wurden die Antkömmlinge unsanft angepackt, dann aber rasch erkannt; die neuen Königinnen wurden sogar an den Oberkiefern nach den Wohnkammern geleitet. In einem zweiten Fall dauerte die Trennung 37 Tage, und zwar wurden zwei Königinnen einem Neste zugeführt, die eine wurde gleich gepuht und beleckt, die andere aber von einem kleinen Arbeiter an den Hinterbeinen gepackt; kurze Zeit darauf wurde sie ebenfalls von anderen Arbeitern beleckt, während der kleine Feind sich entfernte. Und in einem dritten Falle dauerte die Trennung sogar 95 Tage; nach dieser Zeit wurden Arbeiter in ein künstliches Nest gesetzt und sofort als Nestangehörige behandelt; sie selber schienen sich durchaus heimisch zu fühlen.

So wunderbar das Wiedererkennungsvermögen auf den ersten Blick auch scheint, so ist es doch recht einfach erklärt: die Ameisen haben ein in den beweglichen Fühlern lokalisiertes, außerordentlich feines Geruchsvermögen. Allen Angehörigen einer Kolonie haften ein spezifischer „Nestgeruch“ an — und an diesem erkennen — „erriechen“ sie sich! Wenn auch nach monatelanger Trennung einem Tiere der Nestgeruch noch anhaftet, dann wird es ohne weiteres auch als zum Neste gehörig betrachtet. Eine besondere Gedächtnisleistung ist also mit dieser Wiedererkennung nicht verknüpft.

Himmelskunde

Sternstraßen. Woher kommt es, daß die Himmelskörper am nächtlichen Firmament so still und sicher ihre Straße ziehen? So mancher hat sich schon darüber den Kopf zerbrochen, warum die Sterne gerade diese und keine andere Bahn verfolgen, und die Astronomie hat den Lauf der Sterne berechnet, ohne doch einen Grund für diese feste Richtung angeben zu können. So wissen wir z. B., daß die Sonne mit ihren Wandelsternen und dem ganzen übrigen Hofstaat der Kleinkörper nach dem Sternbild der Leier mit einer Sekundengeschwindigkeit von 20 Kilometern hinschleift. Bisher vermutete man, es befände sich wohl dort ein Körper, der unsere engere Welt anzieht. Andere Forscher meinten, es gäbe irgendwo im All eine uns ferne, unsichtbare Riesensonne, um die das gesamte Sternenzelt den ewigen Reigen zöge. Nun gibt es aber Sterne, die sich so auseinander bewegen, daß ihre nach rückwärts verlängerten Bahnen sich in einem Punkte schneiden; es gibt Sternhaufen, die wie eine Gefohgarbe trichterförmig auseinanderstreben. So türmte sich ein Wall von Widerprüchen und Dunkelheiten auf. In einem Aufsatz von Reclams „Universum“ wird nun darauf hingewiesen, daß die in vieler Beziehung so bedeutende Weltreisende auch die Straßen der Sterne in einwandfreier Weise erklärt. Nach dieser Anschauung verdanken sämtliche Sonnenwelten ihr Entstehen einer kosmischen Geburt durch einen Explosionsstoß aus dem Schoße eines Riesensterns. Durch die Explosion dieser „Sternennutter“, die etwa 200 Millionen Sonnenmassen gehabt haben mag, ist auch unser Sonnensystem entstanden. Wir fliegen also mit unserer kleinen Erde in der Gefolgschaft der Sonne nach den Leiersternen hin, nicht, weil wir von diesen angezogen werden, sondern weil wir dort hin abgeschossen wurden. Die Eilsterne, die trichterförmig auseinanderstreben, sind ebenso die Ergebnisse einer Explosion aus den Glut-tiefen eines einzigen Riesensterns; so lassen sich die Straßen der Sterne durch einen einheitlichen Vorgang erklären, übereinstimmend mit dem tief sinnigen Wort Goethes, daß unser Weltall und wir alle „nach dem Befehl“ leben, „nach dem wir angetreten“.

Technik

Der dünnste Faden der Welt. Auf der Ausstellung, die gelegentlich eines Jubiläums der englischen Physikalischen Gesellschaft veranstaltet worden ist, wurde ein Quarzfaden gezeigt, der sicherlich der dünnste Faden der Welt ist. Er wurde hergestellt, indem man einen Pfel in die geschmolzene Quarzmasse eintauchte und dann von einem Bogen abhob. Der Faden hat einen Durchmesser von einem Tausendstel Millimeter, ist versilbert und befindet sich zwischen den Polen eines mächtigen Magneten in einem Instrument, das zu ganz feinen Temperaturmessungen dient.